

Projekt Philosophieren im Altenzentrum Stammhaus Kaiserswerth

„Hast du dafür Worte?“ Miteinander weiterdenken

Dritter Bericht

17. Juni 2008

Dieser Bericht ist die Fortsetzung der Berichte vom 26. Juni 2006 und 4. Juni 2007, auf die hiermit verwiesen wird. Bei Interesse können die Berichte gern elektronisch oder als Ausdruck zur Verfügung gestellt werden.

Am **30. April 2007** waren „Fest und Feier“ thematisiert worden, was am **4. Juni** eine Fortsetzung erfahren sollte. Ausgangspunkt war das Fronleichnamsfest. Über Erinnerungen an Prozessionen, Altäre, Engelchen u. a. ergab sich ein Gespräch über Inhalt, Herkunft und Sinn von Fronleichnam, über Unterschiede in der Dogmatik der christlichen Konfessionen, so dass am Ende Erstaunen herrschte, wohin die Überlegungen uns geführt hatten.

Für den **18. Juni** war anlässlich eines Artikels von Pastor Frank Hasselberg in den „Stammhaus Nachrichten“ (19. Jg., Juni 2007) mit dem Titel „Gibt es ein Leben nach der Geburt?“ seitens eines Bewohners vorgeschlagen worden, über die dargestellte Situation zu sprechen und zwar im Zusammenhang mit Platons Höhlengleichnis. Der Teilnehmer hatte diesen Vorschlag gemacht, nachdem der Bezug zum Höhlengleichnis in einem Gespräch mit seinem Arzt aufgekommen war. Die Titelgeschichte erfindet einen Dialog von Zwillingen im Bauch ihrer Mutter: „Sag mal, glaubst du eigentlich an ein Leben nach der Geburt?“ Die Geschichte verblüffte und amüsierte, es wurde aber auch ihre Irreführung herausgefunden. Im Gegensatz zu erwachsenen Menschen, die den Tod anderer erleben und sich die Frage nach einem Leben danach stellen können, können die Ungeborenen nichts von einer zukünftigen Geburt wissen. Höchste Spannung und Aufmerksamkeit begleitete dann das Gespräch zum Höhlengleichnis. Der Moderator hatte den Text mitgebracht, erzählte den Inhalt zunächst mit eigenen Worten und las den Text dann vor. Der Vergleich mit dem Fernsehen lag nahe und machte plausibel, dass wir den jeweiligen Stand unserer Bildung für den

gültigen halten, aber dennoch weiterdenken können auf etwas hin, was bei Platon die letzte und ganze Wahrheit sei.

Nach der Sommerpause ging es am **3. September** zunächst mit einem Planungsgespräch weiter. Es hatte sich nämlich gezeigt, dass zum jeweiligen Treff immer seltener spontan Themen vorgeschlagen wurden, und wenn, dann meist von den Jüngeren der Alten. Darum machte der Moderator Vorschläge: nach seinem Besuch Dresdens und der Frauenkirche könne am 1. Oktober der einzigartige Wiederaufbau der Frauenkirche Dresden das Thema sein. Vorher und danach könnten wir uns eine Zeitlang durch Gedichte anregen lassen. Das stieß sofort auf Widerhall, indem Titel genannt wurden: Schillers Lied von der Glocke wurde zuerst und gleich mehrfach vorgeschlagen, gefolgt von berühmten Zitaten. Als Thema für heute stand dann aber plötzlich doch seitens einer Bewohnerin das Stichwort „Haltung“ im Raum, an dem sich unmittelbar ein reges Gespräch entzündete: über die Notwendigkeit von Haltung, über das Verhältnis von innerer und äußerer Haltung, über Haltung, wenn man sich nicht mehr aufrecht halten könne, über ständiges „Ringens um“, auch darüber, wer da mit wem ringe, schließlich auch noch über Trägheit und Pflicht.

Der **17. September 2007** war ganz Schillers Lied von der Glocke gewidmet. Der Moderator trug das Gedicht nach einführenden Worten, auch solcher seitens der Teilnehmer, ganz vor, über etwa 12 Minuten – dass es so lang sei, hatte niemand in Erinnerung –, aber immer wieder, und nicht nur in den Strophen zum Glockenguss, sprachen viele Bewohner den Text im Chor mit, so dass sich eine außergewöhnlich ergriffene und dichte Gegenwart einstellte. Über Erinnerungen hinaus entstand ein weites und sehr beteiligtes Gespräch über die von Schiller angesprochenen Lebensinhalte.

Abschließend wurde nachdrückliches Interesse geäußert, mit Gedichten fortzufahren, es wurden weitere Titel genannt oder erinnerte Gedichtanfänge, so dass sich schnell eine reiche Sammlung für mehrere Runden ergab.

Für den **1. Oktober** hatte der Moderator also aus Anlass seiner Dresdenreise den Wiederaufbau der Frauenkirche als Thema vorgeschlagen, und wie erwartet konnten etliche Teilnehmer Erinnerungen aus der Zeit vor dem Krieg beitragen, aus der Kriegszeit und von der zerstörten Kirche und auch Erinnerungen aus der Zeit der DDR. Nach Überreichung und Erklärung eines Posters, das die Frauenkirche und ihre Baugeschichten darstellt, sollten eine Teilnehmerin, die sich bereits seit Ankündigung dazu entschlossen hatte, sowie weitere Bewohner erzählen. Sie mussten starke Ergriffenheit überwinden, um allmählich ihre Erinnerungen in Worte fassen zu können. „Hast du dafür Worte?“ erhielt hier noch einen zusätzlichen Sinn. Weitere und gelöstere Beiträge gaben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dann innerhalb der nachfolgenden Programmpunkte. Der

Moderator las nämlich jetzt vor, was ebenfalls von einer Teilnehmerin vorgeschlagen worden war: Erich Kästners Worte über den Untergang Dresdens, aus Kästners Buch „Als ich ein kleiner Junge war“. Dieser Text ist so innig wie die Gefühle, die anfangs das Erzählen der Erinnerungen stocken ließen, jetzt aber flüssig machten. Danach las der Moderator noch weitere Texte zur Zerstörung vor und erzählte dann von der archäologischen Entrümmerung seit 1993 und den Stationen des Wiederaufbaus. Der Moderator machte darauf aufmerksam, dass das „Lied von der Glocke“, das wir zuletzt besprochen hatten, mit dem Vers schließe: „Friede sei ihr erst Geläute“, und dass zur täglichen Andacht um 12 Uhr in der Frauenkirche fünf Minuten lang die Friedensglocke läute, während die Gäste sprachlos zuhören und zur Besinnung kommen: Der Wiederaufbau der Frauenkirche ist ein einzigartiges Zeichen der Versöhnung und der Friedenshoffnung.

Am **15. Oktober 2007** bewegten uns die Gedichte, die von den Bewohnern in den Runden zuvor vorgeschlagen worden waren. Der Moderator kam mit der Erfolgsmeldung, alle Gedichte gefunden zu haben und sie vortragen zu können. Von Friedrich Schiller waren die Balladen „Die Bürgschaft“ und „Die Kraniche des Ibykus“ gewünscht worden, von Adelbert von Chamisso „Die Sonne bringt es an den Tag“, „Die alte Waschfrau“ und „Die Kreuzschau“ (Der Pilger), von Börries von Münchhausen „Weißer Flieder“ („Nass war der Tag“). Den Abschluss gab spontan ein Bewohner mit dem von ihm selbst vorgetragenen Gedicht „Herbstlied“ von Friedrich Heibel.

Die Gedichte wurden jeweils ein- bis zweimal vorgetragen und danach besprochen, nicht systematisch, sondern nach den aufgekommenen Gedanken. Wir fragten also unserem Veranstaltungstitel entsprechend „Hast du dafür Worte“, nämlich für die Dinge des Lebens, wie sie von den Dichtern angesprochen wurden. Diese Vorgehensweise hat sich in allen weiteren Treffs bewährt.

Am **29. Oktober** war das Programm so voll und seine Gespräche waren so ergiebig, dass es sich noch in den November fortsetzte. Es gab wieder Gedichte von Börries von Münchhausen: die „Ballade vom Brennesselbusch“ und die „Lederhosen-Saga“, vorgeschlagen und vorgetragen von einer Bewohnerin. Dass Gedichte nun häufiger von den Bewohnern und weiteren Teilnehmern vorgetragen wurden, war eine willkommene Bereicherung. Es folgten die Herbstgedichte „Im Nebel“ von Hermann Hesse, „Herbsttag“ von Rainer Maria Rilke, schließlich „Die kleine Passion“ von Gottfried Keller, welcher der Moderator wegen der gleichen Thematik „Die Mücke“ von Albrecht Haushofer folgen ließ.

Unser Philosophieren im Altenzentrum hatte inzwischen solchen Anklang gefunden, dass nun noch statt der Advents- und Weihnachtspause zwei Runden angehängt wurden, zumal der Treff vom 12. November wegen Erkrankung des Moderators ausgefallen war.

So gab es am **26. November** das „Abendlied“ von Gottfried Keller, von Börries von Münchhausen

„Dunkeler Falter“ und „Schlittschuhlaufen“ und Gedichte von Mascha Kaléko: „Wo sich berühren Raum und Zeit“, „Herbstabend“ und „Deutschland ein Kindermärchen“.

Die von Joachim Ringelnatz gewünschten Gedichte mussten ins Jahresfinale verschoben werden, auf den **10. Dezember 2007**: „Überall“, „Die Ameisen“, „Briefmark“, „Wolf Mensch Bär“ und „Kindersand“, aus dem der letzte Vers uns besonders stark herausforderte und beschäftigte: „Denn kein Kind lacht / Über gemahlene Macht“. Das war der Auftakt zum Weihnachtlichen, das gewünscht worden war. Wiederholt wurde dazu Mascha Kalékos Gedicht „Wo sich berühren Raum und Zeit“, weil es zum Gedicht „Grenzen“ von der Teilnehmerin Ursula Herich passte, das sie selber vortrug. Eine weitere Teilnehmerin, Karin Lingens, trug ebenfalls ein eigenes Gedicht vor, eine Bewohnerin zwei kaschubische Weihnachtslieder von Werner Bergengruen. Den Abschluss gab der Moderator mit Karl Heinrich Waggerls „Worüber das Christkind lächeln musste“.

Am **14. Januar 2008** sahen wir uns wieder. Nicht alle, das sei hier einmal erwähnt: einerseits natürlich, weil die Besetzung nicht immer die gleiche ist, andererseits weil jemand oder auch einige gestorben sind. Das ist in keinem Philosophischen Café so wie hier, vielmehr ist es ein ganz besonderes Merkmal im Altenzentrum. Sogar einige von denen, die auf dem neuen Fotokalender des Hauses zu sehen sind, sind diesmal schon nicht mehr unter uns.

Zum neuen Jahr hatte der Moderator das Thema „Zeit“ vorgeschlagen und einige Gedichte vorbereitet. Zunächst entsteht ein reges und buntes Gespräch über Neujahr, neues Jahr, Zeit, Zeiteinteilung, Zeitmessung, Zeitrechnung, Kalender, Sonnenjahr, Mondjahr, Monat, Monatsnamen, Woche, Tag und Stunde. Erich Kästners Gedicht „Der dreizehnte Monat“ leitet über zum lyrischen Teil mit anschließendem erstauntem Gespräch, Kästners „Der Januar“ schließt sich an. Teilnehmerin Karin Lingens trägt eigene Gedichte vor – „Die Uhr“ und „Zeit“ – und führt zu einem angeregten Gespräch. Es folgt das Gedicht „Die Zeit“ von Gottfried Keller, von Hilde Domin „Banges Neujahr“, ausgesucht und vorgetragen von Teilnehmerin Sylvia Jansen, ebenso ein Rilkegedicht, danach von Eduard Mörike „Zum Neuen Jahr“.

Am **28. Januar 2008** wird das Stichwort Karneval aufgegriffen, und nach einigem Zögern entwickeln sich Philosophien zur Ausgelassenheit im Verhältnis zu Contenance und Fassung, zur Narrenfreiheit, zur Verkleidung, zur Maske und zum Teufelsschreck, zu Humor, zu derbem und zu literarischem Witz, und am Ende sind alle erstaunt, was nun doch Bedeutsames zur Sprache gekommen ist.

Der **11. Februar** wird mit dem Februar-Gedicht von Erich Kästner eröffnet und mit der Aufforderung, Frühlingsgedichte zu nennen, die uns die nächsten Male beschäftigen könnten. Dabei fällt ein Wort zum neuen Leben und ganz unverhofft wird plötzlich laut die Frage in den Raum gestellt „Was ist Leben?“ Der Moderator greift die Frage auf, und es entsteht ein Gespräch, das ein

Paradebeispiel für assoziatives Denken hergibt, welches wahrlich in solcher Runde erlaubt ist und sehr belebende Wirkung hat: Bewegung – Entwicklung – Anfang und Ziel – Sprechen, Kommunizieren, Erfassen – äußere Einflüsse: Eltern, Erzieher, Umgebung, Schule; Fremde; was wir irgendwo hören und sehen; Freunde, Frau – Lernenkönnen, Lebenkönnen, Liebenkönnen – Sinneswahrnehmung – Lachen und Weinen – Ausdruck, Eindruck, Mimik, Gestikulieren – Veranlagung und Lernen – Gene, Temperamente: Choleriker, Sanguiniker, Pfliegermatiker, Melancholiker – Ratio – erkennen – mit sich selbst schimpfen – „Was ist Leben? Für mich ist das Gottes Führung: Ich werde von Gott geliebt,“ trägt eine Bewohnerin bei, – freier Wille, Verantwortung, unantastbare Würde – Denken und Sinn suchen, finden, stiften.

Selten ist der Februar ein Frühlingsmonat, in diesem Jahr aber sogar zu einem großen Teil. Für den **25. Februar 2008** waren Frühlingsgedichte gewünscht, so viele, dass sie heute gar nicht alle vorgenommen werden konnten. „Der Winter ist vergangen, ich seh' des Maien Schein“ war gewünscht worden und bildete den Auftakt, ein Volkslied um 1600, überkommen aus Thysius Lautenbuch, der Text aus dem Altniederländischen von 1537. Es sei angemerkt, dass Autor, Herkunft und gegebenenfalls Vertonung immer herausgesucht und mitgeteilt werden, dass aber nicht ein literaturwissenschaftlicher Anspruch erhoben wird, auch nicht in der Interpretation und im freien Gespräch. Der Moderator hatte auch die Noten mitgebracht, und beim Vorschlag von Bewohnern, das Lied zu singen, war Pastor Heimann schon am Klavier, und alle sangen vergnüglich „Der Winter ist vergangen“. Das nächste Gedicht, ebenfalls in der Runde zuvor vorgeschlagen, war „Komm lieber Mai und mache“ („die Bäume wieder grün“). Die Überschrift lautet „An den Mai“, der Text stammt von Christian Adolf Overbeck aus dem Jahre 1775, die bekannte Melodie von Wolfgang Amadeus Mozart von 1791. Auch hierfür waren die Noten da, und alle sangen die geläufige erste Strophe. Als nächstes beschäftigte uns das „Maifest“ von Goethe „Wie herrlich leuchtet / Mir die Natur!“ (1771 entstanden, 1775 und danach 1789 als „Mailied“ veröffentlicht), vorgetragen von einer Teilnehmerin, ein Liebeslied an die Natur sowie an „das Mädchen“; die Schlussverse lauten „Sei ewig glücklich, / Wie du mich liebst!“

Es folgte „Die linden Lüfte sind erwacht“ von Ludwig Uhland aus dem Jahre 1813, sein Titel lautet „Frühlingsglaube“. Wir fragten uns, warum das Gedicht wohl Frühlingsglaube heiße, und vermuteten, dass sich das Wort auf das Vertrauen beziehe, das aus den Schlussversen der Strophen spreche: „Nun, armes Herze, sei nicht bang! / Nun muss sich alles, alles wenden.“ Und: „Nun, armes Herz, vergiss die Qual! / Nun muss sich alles, alles wenden.“ Und nicht nur diesem Gedicht entnahmen die Teilnehmer eine übertragene Bedeutung von „Frühling“. – Selbstverständlich fehlte Mörike nicht mit „Frühling lässt sein blaues Band“ (aus dem Jahre 1832). Der Titel heißt „Er ist's“. Er lässt „sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte“. Aber was ist das „blaue Band“? Die

Frage beschäftigte uns und brachte allerhand Möglichkeiten hervor. – Am Ende stand ein „Frühlings-Willkommen“ von Johann Klaj (1616-1656) und Sigmund von Birken (1626-1681), ein beschwingter und beschwingender Dialog zwischen Floridan und Klajus, aus lauter Frühlings-Sprachlust formuliert. An dem Vortrag versuchten sich eine Teilnehmerin und der Moderator im

Duo: *Floridan*

„Was klimmet / und schwimmt / und brümmet /

Klajus

will Frölichkeit machen:

was lebet / und schwebet / und webet

Floridan

verjüngt sein Lachen.“

Es folgte die Osterpause und am **7. April** die Fortsetzung der dichterischen Frühlings-Philosophie. Eine Teilnehmerin hatte schon zur vorherigen Runde vier Gedichte von Mascha Kaléko vorgeschlagen: „Lenz“, „Souvenir à Kladow“, „Frühlingslied für Zugereiste“, „Sozusagen ein Mailied“. Nach Vorbemerkungen zur Dichterin trug die Bewohnerin die Gedichte vor, zu jedem gab es Beiträge aus der Runde. „Die Heckenrose greift nicht zum Kalender, / um festzustellen, wann der Lenz beginnt.“ „Nachdenkliches Gedicht“ ist dem „Lenz“ von Kaléko zum Titel dazugegeben, uns machten besonders die beiden Schlussverse nachdenklich:

„Der Lenz beginnt. – Es dauert ziemlich lange,
Bis ihn das Menschenherz zur Kenntnis nimmt
Und Blüten treibt ... (Sofern das Datum stimmt.)“

Dazu gab es reiche Kommentare seitens der Bewohner, und der schönste war ein Hinweis auf ein Frühlings-Gedicht von Theodor Fontane, das den gleichen Gedanken enthält:

„O schüttele ab den schweren Traum
Und die lange Winterruh':
Es wagt es der alte Apfelbaum,
Herze, wag's auch du.“

Dieses Gedicht zu finden, wurde zur Preisaufgabe fürs nächste Mal. – Die weiteren Gedichte Mascha Kalékos sind alle aus Orten ihrer Emigration geschrieben, was uns zu Gedanken anregte, wie sehr der Frühling mit Erinnerungen an Kindheit, Jugend, Aufbruch, Liebe verbunden sein kann, und wie sehr das Hervorholen solcher eigener Erinnerungen froh und frisch lebendig machen kann. Dafür stand auch die Erforschung des Zitats, das Kaléko im „Frühlingslied für Zugereiste“ anbringt: „Wenn der weiße Flieder – wieder blüht ...“. Es fiel manchen allerhand ein, aber nichts Genaues; das Herausfinden wurde zur weiteren Preisaufgabe fürs nächste Mal.

Die vier Gedichte hatten uns so intensiv beschäftigt, dass die Zeit nur noch für ein Gedicht aus dem

verbliebenen Vorrat reichte: „April“ von Theodor Storm. „Das ist die Drossel, die da schlägt“, beginnt es, und es schließt in dem Gefühl:

„Das Leben fließet wie ein Traum –
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.“

Abschließend möchte ich erwähnen, dass die Veranstaltung auch vom starken Engagement Frau Margarete Schneiders (soziale Dienste) gefördert wird. Frau Schneider ist mit großem Interesse am Gelingen der Treffs beteiligt, sie spricht die Bewohner an, erinnert sie, holt Rückmeldungen ein und gibt sie an mich weiter. Frau Schneider hat mich auch zu den Berichten angeregt.

Am **21. April 2008** ging es zuerst um die Auflösungen der Forschungsfragen. Einige hatten die Lösung zum „weißen Flieder“ gefunden: „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“ ist ein Schlager von Franz Doelle (1883 - 1965) aus dem Jahre 1928:

„Wenn der weiße Flieder wieder blüht, / sing ich dir mein schönstes Liebeslied. / Immer, immer wieder, / knie ich vor dir nieder, / bringe dir den Duft von weißem Flieder. / Wenn der weiße Flieder wieder blüht, / küss ich deine roten Lippen müd'. / Wie im Land der Märchen / werden wir ein Pärchen, / wenn der weiße Flieder wieder blüht.“ Im Jahre 1953 wurde der Schlager Titel und Hauptlied des Films „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“ (Regie Hans Deppe) mit Willy Fritsch, Magda Schneider sowie Romy Schneider mit Götz George als Paar, für beide der erste Leinwandauftritt.

Für die zweite Forschungsfrage nach dem Gedicht „Frühling“ von Theodor Fontane wurden die Verse aus Macha Kalekos „nachdenklichem“ Gedicht „Lenz“ wiederholt, die eine Bewohnerin an das gesuchte Gedicht erinnert hatte: „Der Lenz beginnt. – Es dauert ziemlich lange,

Bis ihn das Menschenherz zur Kenntnis nimmt
Und Blüten treibt ... (Sofern das Datum stimmt.)“

Das Gedicht „Frühling“ von Theodor Fontane (1819 - 1898) entstand im Jahre 1872. Es lautet:

„Nun ist er endlich kommen doch / in grünem Knospenschuh; / Er kam, er kam ja immer noch, / die Bäume nicken sich's zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum, / Nun treiben sie Schuss auf Schuss; / Im Garten der alte Apfelbaum, / Er sträubt sich, aber er muss. / Wohl zögert auch das alte Herz / Und atmet noch nicht frei, / Es bangt und sorgt: „Es ist erst März / und März ist noch nicht Mai.“

Nun folgt die besagte Schlussstrophe: „O schüttele ab den schweren Traum
Und die lange Winterruh':
Es wagt es der alte Apfelbaum,
Herze, wag's auch du.“

Das zögerliche alte Herz und die Aufmunterung „Wag's auch du“ beschäftigte uns noch einige Zeit im gemeinsamen Nachdenken, bevor wir zur neuen Aufgabe schritten, nämlich Sprichwörter zu nennen, an denen wir schon heute und in nächster Zeit unser Motto „Hast du dafür Worte?“ zur Geltung bringen können.

Es kam eine lange Liste zustande, zu der besonders Frau Nell und Frau Blackstein mit ihrer schriftlichen Vorbereitung beigetragen haben:

Neue Besen kehren gut.

Viele Köche verderben den Brei.

Morgenstund' hat Gold im Mund.

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Übung macht den Meister.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Glück und Glas, wie leicht bricht das.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Sag mir, was du liest, und ich sage dir, wer du bist.

Sage mir, mit wem du gehst, und ich sage dir, wer du bist.

Hunger ist der beste Koch.

Rede, was wahr ist, trinke, was klar ist.

Humor ist, wenn man trotzdem lacht.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, von der niemand was weiß.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Hoffahrt und Stolz wachsen auf einem Holz.

Wäre die Katz' ein Pferd, würde sie den Baum hoch galoppieren.

Die Schnecke erzählt dir mehr vom Weg als der Hase.

„Kann nicht“ wohnt auch auf der „Will nicht-Straße“.

Phantasie ist besser als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.

Die zweite Maus kriegt immer den Käse.

Wenn es dem Esel zu gut geht, dann begibt er sich aufs Glatteis.

Wer schon nicht arbeitet, soll wenigstens gut essen.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Ehrlich währt am längsten.

Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.
 Sich selbst bekriegen, ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg.
 Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.
 Freund, schau auf dich und nicht auf mich; und fehle ich, dann bessre dich.
 Alles, was vor deine Augen tritt, ist ein Übungsobjekt.
 Wenn du es eilig hast, mache einen Umweg.
 Eine Scharte auswetzen.
 Übung macht den Meister.
 Langer Rede kurzer Sinn.
 Wes Brot ich esse, des Lied ich singe.
 Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.
 Wer A sagt, muss auch B sagen.
 Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.
 Aller guten Dinge sind drei.
 Da beißt die Maus keinen Faden ab.
 Bei diesem Wetter jagt man keinen Hund vor die Tür.
 Das geht auf keine Kuhhaut.
 Ein blindes Huhn findet auch mal ein Korn.
 Die Katze lässt das Mäusen nicht.
 Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.
 Nicht (wie der Vogel Strauß) den Kopf in den Sand stecken.
 Steter Tropfen höhlt den Stein.
 Der Vergleich hinkt.
 Stille Wasser gründen tief.
 Da ist Holland in Not.
 Schlafende Hunde soll man nicht wecken. (Keine schlafenden Hunde wecken.)
 Dorthin gehen, wo der Pfeffer wächst.

Wir begannen sogleich mit der Interpretation der drei ersten Sprichwörter, und das Gespräch zeigte bald, welche Worte man bei weiterem Nachdenken auch zum anscheinend Selbstverständlichen noch finden kann. Zum Spruch „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ entstand die Forschungsfrage, von wem der Spruch sei (von Schiller oder Goethe) und von welchem Gedicht er der Anfangsvers sei.

Am **5. Mai 08** gab es zuerst die Auflösung: Das Gedicht, das mit den Versen „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ beginnt, ist von Goethe und trägt den Titel „Das Göttliche“. Der Moderator trug das Gedicht vor, dann ergab sich Überraschendes und ein reges Gespräch: über die „unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen“, über die „unfühlende Natur“, über den Menschen: „nur er allein vermag das Unmögliche: er unterscheidet, wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihen.“

Dann regte uns wieder die Spruchweisheit an, als erste der Spruch „Müßiggang ist aller Laster Anfang“: Müßiggang und Muße, ihr Verhältnis zur Arbeit, ihre Worte in der griechischen und römischen Antike, Muße im Alter, dem Augenblick Dauer verleihen.

„Übung macht den Meister“ wurde deutlich bejaht und mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen belegt und endete mit einem angeblichen Goethe-Zitat seitens einer Teilnehmerin: „Das ist der Weisheit letzter Schluss, der Mensch muss wollen können, was er muss.“ Großes Erstaunen, aber auch Skepsis, also hatten wir wieder eine Bestimmungsaufgabe fürs nächste Mal.

„Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ beschäftigte erstmal lange in der Sachhälfte und dann an Beispielen für die Bildhälfte, wie es denn gehe, einem andern eine Grube zu graben und ob denn tatsächlich der andere hineinfalle. Es wollten keine Beispiele einfallen, wohl das Wort „jemanden reinlegen“. Wir einigten uns darauf, dass dieser Spruch – wie manch andere Sprüche auch – vornehmlich eine pädagogische Warnung sei, andere nicht reinlegen zu wollen.

Zu Beginn des **19. Mai 2008** die überraschende Auflösung der Bestimmungsaufgabe vom letzten Mal: wie heißt das Goethe-Wort von der Weisheit letztem Schluss genau und wo steht es? Es ist aus Goethes Faust, und zwar aus dem Zweiten Teil, und gehört zu Faustens letzten Worten vor seinem Tod, allerdings in etwas anderem Wortlaut als in unserer Runde von einer Teilnehmerin genannt. Es heißt:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß!“

Wir gingen Wort für Wort durch, die Verse stießen auf große Zustimmung. Der zitierte andere Wortlaut wurde als eine pädagogisch gemeinte Verballhornung eingeschätzt.

„Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“ interessierte uns als nächstes Sprichwort, zuerst die Sachhälfte, also sprachen wir über die Schwalben als Zugvögel, über ihre Art zu fliegen, zu fiepen und zu nisten, und dass sie in diesem frühen Sommer bereits da seien. „Warte noch!“ wurde als die Aussage der Bildhälfte herausgestellt, im Leben auf den richtigen Zeitpunkt zu warten, statt voreilig zu sein, auch sich nicht zu früh zu freuen.

„Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ gab Gelegenheit über Glück zu sprechen, über seine

Unberechenbarkeit, die Frage seiner Dauer, über Reichtum und Gesundheit als Glück, über Glück-haben und Glücklich-sein, über Glück, das man mit dem Wort „Schwein gehabt“ kennzeichnet im Unterschied zu Zufriedenheit.

„Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus“ beschäftigte uns noch. Vom Echo als Naturgesetz war die Rede, und davon, dass der Spruch als Lebensregel kein ehernes Gesetz sei, wohl aber eine Ermahnung, bei eigener Grobheit auf eine ähnliche Reaktion gefasst zu sein und erstere doch besser zu vermeiden.

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ stieß auf Ablehnung, denn es gebe lebenslanges Lernen, Lernen höre nicht auf, auch an das Seniorenstudium wurde erinnert. Allerdings gebe es Bereiche, die in der frühen Kindheit zu lernen die größte Chance und Leichtigkeit hätten, die aufrechte Haltung zum Beispiel und das Sprechen. Auch die „gute Kinderstube“ gehöre dazu, bestimmte Haltungen zum Leben wie Lebensfreude und Menschenfreundlichkeit, Werte, die das Leben bestimmen, z. B. die Erfahrung, geliebt zu sein, um selber Liebe geben zu können.

Fürs nächste Mal wurde der Wunsch geäußert, die Gedichte in den Stammhaus-Nachrichten des Monats Mai zu besprechen, das Mai-Gedicht von Erich Kästner und das über die Mücken von Wilhelm Busch.

Am **2. Juni 08** besprachen wir also zu Beginn das Gedicht von Erich Kästner. Nach dem ersten Vortrag schon wurde das Gedicht wegen seiner wunderbaren Lyrik hochgelobt, seine Bilder und anschauliche Personifizierung des Jünglings Frühling sehr genossen. Der Moderator erinnerte, dass wir zu Anfang des Jahres Kästners Jahreszyklus einschließlich des Dreizehnten Monats kennengelernt hatten. Kästner hat den Zyklus zuerst für die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ Monat für Monat verfasst, dann erschien er 1955 als Buch „Die dreizehn Monate“. Wir gingen Vers um Vers durch, und es war eine wunderliche Wonne, was da an Tiefen und Höhen zum Vorschein kam. Ein ganz anderer Inhalt und ganz andere Zusammenhänge kamen uns im Gedicht „Die Mücken“ von Wilhelm Busch entgegen. Der Moderator trug es vor und brachte in Erinnerung, dass wir früher bereits zwei Gedichte über eine Mücke und ihren Stich gelesen und besprochen hätten und diese Gedichte nachher noch einmal vornehmen sollten. Als auffällig in Buschs Gedicht wurde hervorgehoben, dass nicht der Reflex des Totschlagens zum Thema wurde, sondern das Gewährenlassen der Mücken dargestellt ist und dazu die Empfehlung des Einreibens nach dem Stich und über das Mückenpack zu schimpfen. „Das sei ja sehr theoretisch,“ hieß es, in der Regel würde man diese lästigen Mücken doch töten. Diese Thematik wurde dann in den folgenden Gedichten noch dramatischer. Der Moderator hatte das Gedicht „Die kleine Passion“ von Gottfried

Keller mitgebracht und las es wieder vor. Noch deutlicher und verehrender als bei Busch wird hier die wunderschöne Gestalt dieses Tierchens geschildert und wie es auf dem aufgeschlagenen Buch des Lesers Keller landete. Und dann das Unerwartete: er schlägt das Buch nicht zu, um der Mücke einen schnellen Tod zu verschaffen, sondern schaut dem Tier zu, wie es nach seiner Landung ermüdet, immer schwächer wird und schließlich am siebten (!) Tag stirbt. Und auch da wird es noch zum Vorbild für uns Menschen: „Mög‘ uns sein Frieden eigen sein.“

Wie Wilhelm Busch lässt auch Albrecht Haushofer eine Mücke stechen, aber in einer ganz anderen, sehr dramatischen Situation. Haushofer war am Widerstand gegen Hitler beteiligt und im Gefängnis Lehrter Straße im Bezirk Moabit inhaftiert, wo er die „Moabiter Sonnette“ verfasste. Eines davon ist „Die Mücke.“ Hier lässt sich eine Mücke auf seiner Hand nieder, und er überlegt, ob er zuschlagen soll.

„Ein Rüssel ... schlag ich zu? „Missgönn ich ihr
den Tropfen Blut, der solches Wesen nährt?
Sie handelt, wie sie muss. Bin ich ein Tier?

So stich nur zu, du kleine Flügelseele,
solang mein Blutgefäß dich nähren mag,
solang du sorgst um deinen kurzen Tag!

Stich zu, dass es dir nicht an Kräften fehle!
Wir sind ja beide, Mensch und Mücke, nichts
als kleine Schatten eines großen Lichts.“

Haushofer vergleicht sich und sein bedrohtes Leben mit dem der Mücke. Er wurde bald darauf in der Nacht vom 22./23. April 1945 ohne Prozess erschossen.

Unsere Betrachtungen hatten fast die gesamte Zeit erfüllt, so dass nur noch wenige Worte zum Spruch „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“ möglich waren. Darauf wollen wir aber beim nächsten Mal zurückkommen und auf Vorschlag einer Bewohnerin auch das Kästnergedicht in der Juni-Ausgabe der Stammhaus-Nachrichten besprechen, das ganz anders sei als das Maigedicht, auf viel niedrigerem Niveau sich befinde, so meinte die Bewohnerin.

Am **16. Juni 2008** widmeten wir uns also zuerst dem Gedicht „Im Auto über Land“ von Erich Kästner. Das „niedrige Niveau“ wurde als „Veräppelung“ der geschilderten Personen und ihres Verhaltens in der Natur erkannt. Das Versmaß ist in seiner Bewegung gleichsam motorisch, besonders auffällig im Vergleich zum Versmaß des Mai-Gedichtes. Die Information, dass das Gedicht im Jahre 1936 entstanden sei, ließ manche schelmische und bissige Pointe besser verstehen sowie die weite Voraussicht Kästners auf die Entwicklung des Automobilismus und auch der

Aufrüstung für den zweiten Weltkrieg.

Hiernach griffen wir das Sprichwort vom Ende der vorigen Runde wieder auf: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht.“ Es wird dem deutschen Schriftsteller Otto Julius Bierbaum zugeschrieben (1865 – 1910, Pseudonym Martin Möbius). Sehr schnell wurde Humor von Komik, komischer Situation und Ulk unterschieden und das „Trotzdem“ als das entscheidende Merkmal erkannt: mit Hilfe eines Gedankens und Wortes lachen, obwohl eine Lebenssituation traurig sei, gar zum Weinen und zum Heulen. Humor sei eine Geisteshaltung, die in einer schwierigen, tragischen und aussichtslosen Situation das Wort finde, das durch erleichterndes Lachen über die Situation erhebe und hinweghelfe. Der Humor überspiele das Aussichtslose oder Unabwendbare, er trotze (mit dem „Trotzdem“) der Situation und bewältige sie auf diese Weise. Schließlich war vom Galgenhumor die Rede, in dem das „Trotzdem“ seine Zuspitzung erfahre: angesichts des unumgänglichen Sterbenmüssens dennoch Humor zeigen, eventuell auch makabren. [Dazu hatte es vor der Eröffnung der heutigen Runde ein Beispiel gegeben, als der Moderator fragte, ob es nicht nur hier, sondern in der gesamten Bewohnerschaft einen Frauenüberschuss gebe. „Ja, jaja“, lautete eine Antwort, „die (Männer) haben wir schon alle totgeärgert.“]

Im dritten Teil beschäftigte uns das nächste Sprichwort: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.“ Die doppelte Verneinung „niemand nichts“ hebe sich nicht auf, hieß es sofort, sondern sei eine dichterische Form zur Verstärkung. Es handele sich übrigens um ein Lied mit mehreren Strophen, wusste jemand, aber niemand kannte den Text über die beiden Verse hinaus und auch niemand die Melodie. Also nahmen wir heute mit dem „Sprichwort“ für sich vorlieb, bis zum Wiederbeginn nach der Sommerpause am 8. September 2008 wollen wir nach Text und Herkunft forschen.

Es entfaltete sich ein heiteres Gespräch. „Heimliche Liebe, von der niemand was weiß“, das sei ja Fremdgehen, rief jemand, nein, damit habe das nichts zu tun, sagte ein anderer, und viele schmunzelten. Ein Zusammenhang aber zwischen Heimlichkeit und heiß brennender Liebe sei jedenfalls angesprochen und entspreche angedeuteter Erfahrung, „je heimlicher, desto heißer“ wollte aber nicht so recht bejaht werden. Auf voreheliche Liebe wurde verwiesen, die doch zumindest am Anfang heimlich sein könne, und auf die erste Liebe, die doch das Geheime sogar als wesentliches Moment enthalte. Das Bekanntwerden und Bekanntmachen der Liebe gebe ihr eine andere Qualität. Dafür, dass bis ins hohe Alter eine heimliche Liebe heiß machen könne, dafür verwies eine Bewohnerin auf Goethes letzte entsagende Liebe zur neunzehnjährigen Ulrike von Levetzow, als er bereits 73 Jahre alt war. Nachdrücklich empfahl die Teilnehmerin dazu Martin Walsers neuen Roman „Ein liebender Mann“, in welchem Walser – selber ein alter Mann (geb. 1927) – sehr einfühlsame Worte für Goethes letzte Liebe habe.